

Der Wilderer.

Erzählung von Oskar Staudigl.

(Schluß.)

Franz aber drückt sein Lieb an die glückliche Brust und ruft: „Jetzt'n sollens mi meinetweg'n als Wild'rer einspirrn, hast ja Du mi gern, mein herzlieber Schatz!"

Doch da flüstert ihm Lisi ins Ohr: „Nan, Franz, es waß's niemand, als nur i, daß Du der Wilderer bist!"

„Aber Dein Vater?" fragt Franz.

„Er mant, i hab den Wilderer nit erkannt? G'sagt hab ich's a nit, daß Du's warst, sagt Lisi schelmisch lächelnd.

„O Du meine guate Lisi, i dank Dir!" meint Franz und umhalst das Mädchen wieder.

„Laß mich, Franz! Hätt' nit viel g'fehlt, so war a Unglück durch mi anzettelt wurn!" sagt Lisi abwehrend.

Weiter kam sie aber nicht, denn ein Kuß verschloß ihren Mund.

„Aber was ist's mit'n Toni!" begann Franz.

„Der wird's dem Vatern schon sag'n, daß er's nit war!" tröstet Lisi.

„Ob's aber der Herr Förster glaubt?" sagt zweifelnd der Bursche.

Lisi aber meint: „O ja! Doch der Toni wird do nit verrat'n, daß ihr euch ab'gred't habt's?"

„Dös sagt der Toni nit!" ruft Franz zuversichtlich.

Lisi sagt freudig: „Na, dann is' schon guat! Für'n Toni brauch'n wir kan Surg z'haben, im schlimmsten Fall könnt' i ja a beschwör'n, daß es der Toni nit war, denn den hätt' i schon erkannt!"

„Bist halt immer mein g'scheidt's Diarndl!" sagt Franz, seine Lisi in die Arme drückend; doch sie macht sich schnell los, denn des Weges daher kommt der Buchner gerannt.

„Der Buchner kommt, Franz!" sagte sie, den Burschen beiseite schiebend, „schau nur, was er hab'n muaß, wiar er daher rennt, und ganz aufg'regt! Siehst, der hat's allen erzählt, daß Du wildern gehst!"

„Der is also der Schnipfer? Der selber Butter am Kopf hat?" ruft Franz zornig; „na, wart, i werd' Dir's glei sag'n!"

„Franz! Dös thua nit! Wannst mi gern hast! Und jetzt'n is a bisl a Wahrheit zu seiner Lug dazua kumma," sagte Lisi, Franz anlächelnd. — Schnell war des Burschen Zorn verraucht.

Inzwischen ist der Buchner näher gekommen. Er sieht infolge der Aufregung noch älter aus, als er ist. Er kommt auch nicht so stolz daher, wie sonst, seine hagere Gestalt ist vorgeneigt und die Augen schauen nur ängstlich forschend vom Boden auf. Verlegen beginnt er: „Gut'n Morgen, Fräulein Lisi; hat d'Neßl schon mit Ihna g'redt?"

„D' Neßl? Nan! Ist leicht was g'schehn? Se san ja ganz aufg'regt! Was hat denn d'Neßl mit mir z'red'n? Hab'ns an Verdruß mit ihr g'habt?" So sagt Lisi besorgt.

Buchner begann nun: „I hab' d'Neßl furtg'schickt; zu Ihna is, g'lauf'n weg'n dem Toni —"

Lisi, welche meint, Buchner hätte von der Neigung Nessels etwas erfahren, oder diese hätte wegen der Schuld Tonis etwas gesprochen und es hätte einen Verdruß gegeben, sagt nun, da sie bemerkt, Buchner blicke immer den Franz an, als wenn ihm dieser mit seiner Gegenwart ungelegen wäre: „Franz weiß schon! durch Zufall —"

„Waas!" schreit Buchner ganz entsetzt dazwischen. „Was? Franz! Du weißt's a schon?!"

Die beiden betrachten den Alten kopfschüttelnd.

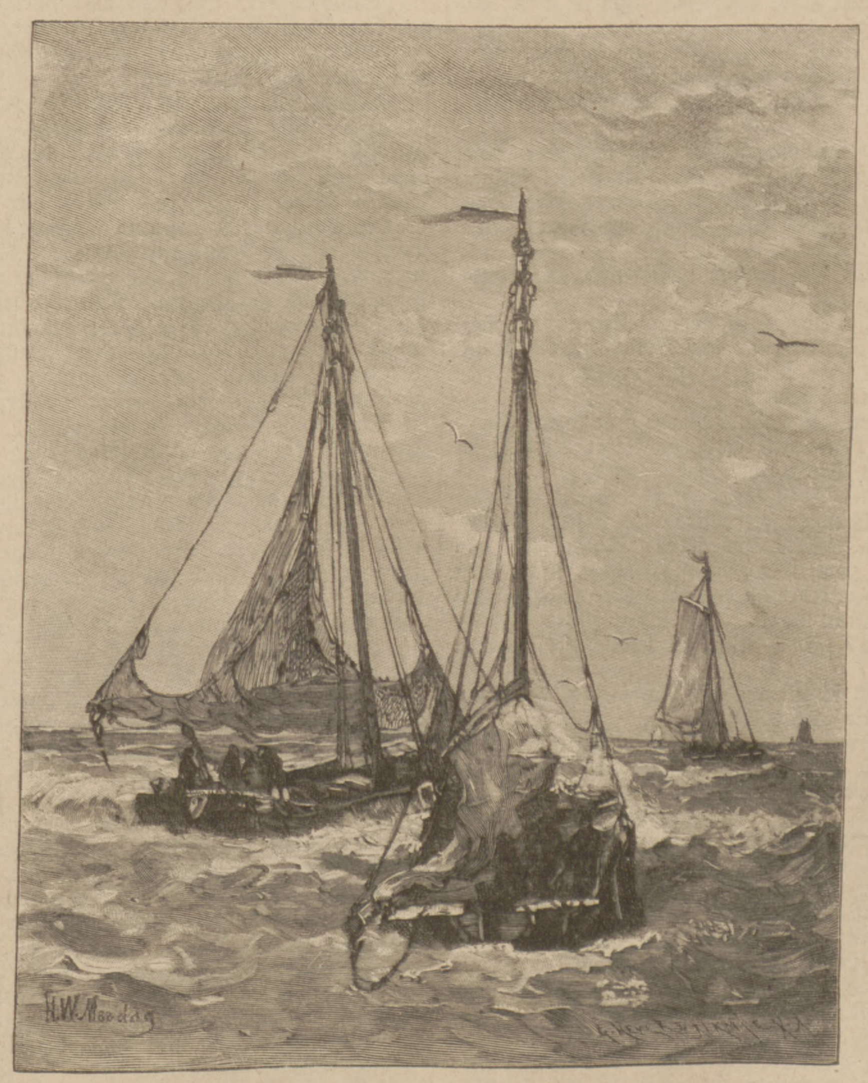
Buchner fährt fort in der Rede: „Also ihr wißt's schon! Und Du a, Franz! Und grad' Di hab i in's G'red' bracht! Sei mir nit bös! I wirs jetzt büaß'n müss'n! O Gott, o Gott! Fräul'n Lisi, helfen's mir, i kann's nit ertrag'n, die Schand!"

„Aber," fällt Lisi ihm ins Wort, da sie noch immer der Meinung ist, er meine die Liebe der Neßl zu Toni, „es is ja von Schand kan Red, jetzt schon gar, wo der Toni —"

„Aber Lisi!" schreit da Buchner dazwischen, „was glaub'ns denn? I werd' do nit den Toni einspirr'n lass'n, denn er hat mi ja g'sehn und kennt, daß i der Wilderer bin!"

Mit einem unterdrückten Schrei taumelt Lisi zurück, während Franz den Buchner anstarrt, als wäre der ein Narr geworden!

Nun kommt Neßl des



Abfahrt der Heringsboote von Scheveningen. (Mit Text.)

(Nach dem Gemälde von H. W. Mesdag.)

Weges daher gestürmt, fällt weinend der Lisi, die sich von ihrem Erstaunen noch nicht erholt hat, an den Hals und schluchzt: „Lisi, i sieh's, Du weißt's schon, aber i bitt' Dich, hilf uns, hilf uns! Mein Vater is der Wilderer, nit der Toni!“

Lisi erkennt, daß da längere Aufklärung notwendig und sucht Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, deshalb sagt sie: „Aber unterm freien Himmel werd'n wir dies nit abmach'n! Wir geh'n halt alle zu uns ins Forsthaus. Dorthin ist's am nächsten!“

Die anderen befolgen ihren Rat und wendet man sich denn dem Forsthause zu. — Neßl weint heftig und stützt sich auf Lisi. Die übrigen sind mit ihren Gedanken beschäftigt.

Im Forsthaus angekommen, führt Lisi ihre Gäste in die große Stube, und nachdem sie sich gesetzt haben und eine lange Pause verstrichen ist, beginnt Lisi, so das Schweigen endigend:

„Ihr also, Buchner, seid's der Wilderer?“

Buchner nickt mit dem Kopfe.

Lisi fuhr fort: „Dann ist's aber nit schön, daß Ihr immer den Franz in Verdacht bracht habt! Is nit schön von Euch! Und heut nacht wart's auch wildern?“

„Ja,“ sagt Buchner leise und erzählt nun sein Zusammentreffen mit Toni.

Wiederholt sehen sich Franz und Lisi bedeutungsvoll an. —

Als Buchner seine Erzählung beendet hat, sagt Lisi:

„Buchner! Der Neßl z'liab, woll'n wir schwör'n, daß wir von Euerer Wilderei ohne enkere Einwilligung nichts und gar niemanden was erzählen werd'n. Nit wahr, Franz?“

„Hast mein Hand d'rauf!“ sagte aufstehend Franz.

Neßl faßt auch dankerfüllt des jungen Mannes Hand und fällt ihrer Freundin weinend um den Hals.

Buchner aber kann vor Aufregung kaum einige Worte des Dankes sprechen. „Aber der Toni waß's!“ sagt er zögernd.

Da sagt Lisi: „Daß der Toni nit der Wilderer war, das bezeugt schon mein Vater!“

„Aber er wird mi verrat'n müaſſ'n!“ meint ängstlich der Alte.

Der Toni braucht's nit z'sag'n!“ ruft Franz beschwichtigend.

„Der Toni sagt a nix!“ bemerkt Lisi.

„Aber i hab' dem Toni hart zuag'setzt; hab ihm a Bitt abg'schlag'n!“ sagt leise Buchner.

„I waß's, Buchner, fällt die Lisi ein; „Ihr habt's ihm mit'n Nauswerfen droht, wann er morg'n den Zins nit zahl'n kann!“

„Vater, ist's wahr! Vater?“ ruft, ängstlich einer Antwort lauschend, Neßl.

Als Buchner durch Nicken mit dem Kopfe dies bestätigt, läßt sich Neßl, verzweifelnd die Hände ringend, in einen Sessel fallen.

„Doch,“ setzt Lisi ihre Rede fort, „Buchner, trotzdem wird Euch der Toni nit verrat'n! Mein' Hand leg' i dafür ins Feuer! Der Toni verrat' Euch trotzdem nit!“

Neßl blickt begeistert zu Lisi hin, welche so felsenfest auf Tonis Verschwiegenheit baut.

„Ja,“ sagt Lisi weiter, „ja, der Toni verrat' Euch nit! Der Toni is nit rachsüchtig; der Toni macht kan Verräter; der Toni thuat's schon der Neßl z'liab nit, denn, Buchner, der Toni hat enkere Tochter viel z'gern, viel z'gern!“

Neßl war bei diesen Worten aufgesprungen vor freudiger Ueberraschung, vor banger Angst, denn wie wird ihr Vater diese Hoffnung aufnehmen? War sein Stolz schon gebrochen?

„Was? Der Bettler? Der Toni mein' Neßl, mein' Tochter, mein anzigs Kind!“ fährt Buchner auf, aber im selben Augenblicke kommt ihm das Unpassende dieses seines Stolzes in der jetzigen beschämenden Lage zum Bewußtsein; hängt nicht sein ganzes Lebensglück, seine ganze Ehre an den verschwiegenen Lippen dieses Bettlers, an dem Edelsinn Tonis? Kleinlaut fährt er fort, einen Ausweg suchend: „So? So? Also an Liabschaft hintern Rücken des Vaters?“

„Vater!“ ruft Neßl, „dös is nit wahr! Ja, i hab' den Toni gern, aber er waßt's von mir aus nit!“

„Ja, Buchner,“ setzt Lisi ergänzend dazu; „Ihr thuats der Neßl unrecht; nur i waß's und sie hat mir's a nit g'sagt. Kennt aber hab ich's, daß's den Toni gern hat. Aber i waß auch, daß der Toni sie gern, recht gern hat. Aber a Liabschaft? Dö zwa Leutl hab'n sich ja nit amal anz'schaun traut! So dürfs's Ihr nit red'n, Buchner! Da sollt's d'Neßl, enker Kind, schon besser kenna! Sie is a arms Madl, trotz ihr'n reich'n Vatern! Kan Muatter, kan Schwester, kan Brudern hat's, kan Wesen, dem's ihr Herz vertrauungsvoll ausschütt'n könnt! Und Ihr? Ihr Vater, Ihr kümmerts enk a wenig, geht's liaber andern Dingen nach!“

Nun ist es heraußen, was Lisi dem Buchner schon lange gern gesagt hätte; sie staunt selbst darüber, daß sie so den Mut gefunden hatte; Neßl hält das Tuch vor die Augen, sie meint, jetzt und jetzt werde ihr Vater zornig auffahren und dann — ist's mit aller Hoffnung aus — aber nein, Buchner ist durch die Worte Lisis betroffen und beginnt zögernd, denn jedes Wort kämpft mit seinem Stolz. „Wann — wann der Toni g'schwieg'n hat, so — so — sag i nit — nan! Sie soll'n sich haben!“

Mit einem Freudenschrei sinkt Neßl ihrem Vater an den Hals; Franz drückt dem Buchner fest die Hand und Lisi sagt:

„Und, Buchner, an Bettler dürft's den Toni jetzt a nimmer nenna, denn seit gestern Abend liegt da auf dem Schreibtisch vom Vater ein aktenmäßig gefaltetes Schriftstück,“ dabei nimmt sie es zur Hand und weist es vor, „dem Toni seine Ernennung zum Heger im Neuhausl, nur hat ihm der Graf an andern Titel geb'n, er is Schloßwart!“

Neßl stößt einen Freudenschrei aus und dunkler erglühen ihre Wangen. — Franz thut einen „Juchazer“, daß die Wände zittern.

Buchner schaut jetzt auch anders darein, denn nun erscheint ihm die Liebschaft des Bettlers zu seiner Tochter in ganz anderem Lichte; weiß er ja, wie jeder andere in der ganzen Umgebung, daß jene Stelle eine der besten im ganzen gräflichen Besitze sei und der Graf sie nur immer einem Bevorzugten überträgt. Auch hört sich der neue Titel schön an. „Was für an Nam'n kriagt er? Schloß — Schloß . . .“ fragt Buchner.

„Schloßwart,“ sagte Lisi lächelnd.

„Schloßwart! Neßl hörst! Schloßwart! Das is wiar Schloßhauptmann! Schau, schau der Toni! Aber i hab's immer g'sagt, der Toni, der Toni —“

Buchner kommt nicht zu Ende, denn es öffnet sich die Thüre und herein kommt Toni in Begleitung der beiden Förster Kreglinger und Baumüller.

Toni fühlt sich befangen, als er plötzlich Neßl gegenüber steht; doch er reicht ihr zuerst die Hand und errötend faßt sie dieselbe, und seinen Händedruck erwidernd, bringt sie ihn schier ganz um die Besinnung. Buchner ist es recht bange und schwül geworden, weiß er doch nicht, ob Toni geschwiegen hat oder nicht; ängstlich sucht er deshalb in den Augen und Mienen der Angekommenen zu lesen. Dazu hat ihn der Förster Kreglinger wegen der Hartherzigkeit gegen Toni eigentümlich kühl begrüßt.

„Lisi, da schau!“ beginnt Kreglinger; „da bring' i Dir zu dö g'wilderten Hirsch'n, glei in neuch'n Heger —“

„Schloßwart!“ fällt Lisi verbessernd ein und sieht — lächelnd auf den ängstlich lauschenden Buchner.

„Richti! Schloßwart! Herr Anton Berger! Waßt, mir ist das Wort nia eing'fall'n!“

Und zu Lisi gewendet, fährt der freundliche Alte fort: „Also, da schau, Lisi. Der neuche Schloß— wart hat heut nacht schon sein Pflicht im Grafendienst erfüllt! Nit wahr, Baumüller? Ja, mein' Lisi und der To . ., ah, der Schloßwart hab'n uns wenigstens d' Hirsch'n erhalten! Wann wir a dö Wilderer nit hab'n!“

Ein Seufzer löst sich aus Buchners Brust und einen Blick des Dankes will er dem Toni zuwerfen; dieser aber blickt gerade tief in Neßl's blaue Augen, die mit Dank und Freudenthränen erfüllt innig zu ihm aufschauen. Nun wendet sich Toni um zu den andern und sagt: „I' hab' dabei gar kan Verdienst; dös verdankt's nur der Fräul'n Lisi allan, Herr Baumüller!“

„Freili', freili'!“ sagt Baumüller; „mein Kamerad Kreglinger darf stolz sein auf sein schönes Töchterl!“

Da fällt Lisi ein: „Is nit so arg! Aber Du sagst, Vater, zwa Hirsch'n? Und von dö Wilderer waß ma' nichts!“

Dabei wirft sie einen Blick auf Franz und Buchner, und Baumüller sagt ärgerlich: „Nix wiſſ'n wir; den an Wilderer hab'n Sie g'seh'n, aber nit kennt, und a der Toni hat'n nit kennt! Do' i hab's schon zum Herrn Vater g'sagt, Fräul'n Lisi, mir werd'n jetz'n a Zeit a Ruah hab'n. Denn 's red'n ja schon d' Leut um ad um. An Bua is a zu mir 'nüberg'rennt kumm'n und hat mir gar erzählt, Fräul'n Lisi hätt' mit dem Wilderer g'rauft!“

„Ha, ha, ha!“ lachte Lisi.

„Ja, denk' Dir, Lisi!“ fällt Kreglinger ein; „wiar i nauf kumm, steht der Toni vur mir. Im Moment hab' i wirkli' glaubt, er hätt' g'wildert! Dann freili' is mir's Dumme des Gedankens eing'fall'n. Er hat mir dann und dem Herrn Baumüller, der glei' drauf a ganz aufg'regt daherkumma is, erzählt, wiar er der G'sellschafter von zwa Hirschen g'worden is. Er hat in der Scheuer übernacht'; wiar er aufwacht, liegt a Hirsch da; weißt, Lisi, den Hirschen muaß a Wilddieb, ohne den Toni zu sehen, hing'legt hab'n. Bald drauf kummt der Wilderer mit an zweiten Hirschen!“

„Nein!“ fährt's dem Buchner aus dem Munde.

„Nein!“ fällt ärgerlich Kreglinger ein, „dumms G'red', wann wir von ob'n kummen! Drauß'n lieg'n dö zwa Hirsch'n!“

„Der Herr Buchner meint nur,“ sagt Toni, „er könnt' nit glaub'n, daß an Wilderer zwamal kummt; dös glaub' i ja a nit. Den ersten Hirsch'n hat halt an anderer g'schoſſ'n!“

Buchner ist froh und dankt heimlich Toni, daß er ihm so aus der Verlegenheit geholfen hat.

„A, was!“ meint Kreglinger. „Den ersten Wilderer hast nit g'seh'n, den zweit'n hast nit erkennt; also kann man nix g'wisses

sag'n! I trau's aber so an keck'n Kerl schon zua, daß er glei' zwa wegputzt!"

„Mögli' kann's schon sein!" sagt Baumüller.

„Wiars amal is, so ist's," nimmt jetzt Franz das Wort; „es muaß aber der Wilderer ganz wer Unbekannter sein, denn sunst'n hätt'n d' Fräul'n Lisi und der Toni schon erkannt! Do, Dir, Toni, wünsch' i vom Herz'n Glück zu der Stell! D' Lisi hat's uns schon früher erzählt!"

Die beiden reichen sich mit festem Drucke die Hand und Toni sagt: „Dank Dir, Franz! Aber am meist'n Dank bin ich Ihnen, Herr Kreglinger, und Euch, Fräulein Lisi, schuldi'! Vergelt's Gott!"

„Hat nit Ursach!" unterbricht Kreglinger den Toni und wendet sich an Buchner. „Se aber verlieren jetzt Ihr'n Mieter; 's Geld zwar is Ihna sicher, denn —"

„Ha, ha, ha, Geld!" sagt Buchner und läßt den Förster nicht weiterreden. „Wiar werd' denn i vom Toni jetz'n Geld verlanga!"

„Na, i man, jetz'n könnt's Ihr's schon verlang'n; man soll's von an verlang'n, wo man waß, daß er's hat!" sagte bissig Kreglinger.

„Na, ja," sagte Buchner wieder, „aber jetz'n is ja dö ganz G'schicht anders! Do, richti', Ihr wißt's ja no nix! Nit amal der Toni und er is d' Hauptperson, denn wann er „na" sagt, so —"

„Ja, was ist's denn? Heraus damit!" sagt neugierig Kreglinger.

„Aber, Vater! i bitt Enk! Vater!" sagt bittend, flehend Neßl, und das Blut steigt ihr ins Gesicht. Aber der Buchner hat ja von zarten Empfindungen keine Ahnung.

„Ja, ja; i hab' eb'n früher erfahr'n, daß mein Neßl —"

„Aber Vater!" jammert diese wieder.

„— Daß mein Neßl den Toni recht gern hat."

Nun wird auch Toni blutrot im Gesicht, denn es erfüllt ihn Unwille, daß auf diese rauhe Weise Neßls Liebe ihm geoffenbart wird. Aber ein Blick auf die arme Neßl, die sich an der Brust ihrer Freundin verbirgt, zeigt ihm, daß auch sie unter den Worten des Vaters leidet. Buchner fährt aber fort: „Wenn nun der Toni mein' Neßl a gern hat, dann soll der Herr Schloßwart mein Tochter hab'n! Z'schamen braucht er sich ihrer nit!" Bange Stille tritt ein und verwundert blickt Buchner herum, denn er hat einen anderen Erfolg seiner Worte erwartet.

Tonis Herz schlägt stürmisch und seine Brust hebt und senkt sich schnell in innerer Aufregung. Unbeschreibliche Freude erfüllt ihn, ist doch plötzlich das Glück, das er sich nicht zu träumen wagte, wahr geworden. Aber doch beschleicht ihn noch ein anderes Gefühl. Ist's das der Ueberraschung? Ist der Glückwechsel zu schnell gekommen? Vielleicht! Aber es ist ein Wehmutsgefühl, das mit dem anderen kämpft! Ein Schmerzgefühl über die verletzende Art und Weise der Lösung! Hat Neßl auch Schuld daran? Nein, nein, jubelt's in seinem Innern, denn er sieht ja, wie das arme Mädchen noch mehr leidet! Was muß erst ihr Herz fühlen, in dessen heiligstes Geheimnis des Vaters Hand rauh gegriffen? Da tritt er auf sie zu und sagt mit bebender Stimme: „Neßl! Mein liabe Neßl! Schau', Dein Vater hat's nit so g'mant! Wan' nit, geh', heb' Dein Köpferl und schau mi an! Laß mi nit länger im Zweifel, in der schrecklich'n Ung'wißheit, ob Dein Vater recht oder unrecht g'habt hat? Neßl! Schau, i liab Di' von Herzen, liab Di' mehr wia alles, alles auf der Welt! Neßl!"

Da hebt das Mädchen den Kopf und mit dem jubelnden, von Thränen erstickten Ruf: „Ja, mein Toni!" wirft sie sich an des Burschen Brust, ans Herz des so innig geliebten Mannes.

5.

Ein halbes Jahr ist nach dem oben Erzählten vergangen. Der liebliche Mai ist ins Land gezogen und die Erde prangt in ihrem schönsten Schmucke. Aber auch in den Herzen unserer Freunde steht alles im schönsten Glanze des Liebesmaies. Nicht nur Toni und Neßl sind ein Hochzeitspaar geworden, auch Franz und Lisi sind bereit, ihr Liebesschiff in den Hafen der Ehe zu steuern. Der stolze Buchner vermißt seine Tochter leichter, hat er ja sich nie viel um seine Familie gekümmert, was das innere zarte Band der Liebe und Freundschaft betrifft. Schwerer fällt's dem alten Kreglinger. Zwar will er's nicht zugeben, wie nahe es ihm geht, aber wenn er sich allein weiß, da stehlen sich doch manchmal Thränen aus den Augen, bis er sich aufrafft, unwillig sich die Augen wischt und sagt: „Bin a alter Egoist! Is nit so der Weltlauf? Sollt' i der Lisi ihr jung's Leben an mein alt's Dasein kett'n, wo ihr kan Bleamerl wahrer Freud' blüaht? 's Junge g'hört zum Jungen, 's Alte zum Alten!" Dann packt er seine Flinte, ruft den Flott und geht in den Wald. Lisi wundert sich zwar, daß ihr Vater wieder so fleißig wird, und es ist ihr nicht gar recht, denn sie glaubt, sie werde dann mit ihrem Vorschlage, den sie heute nach langer Ueberlegung zu stellen sich vorgenommen hat, zu großen Widerstand finden.

„Ihr Vater soll, wenn sie als junge Frau in die Mühle einzieht, in den wohlverdienten Ruhestand treten und diesen in der Mühle unten genießen, als Großpapa vielleicht bei den kleinen Enkeln —" Doch da wird Lisi blutrot und ärgert sich fast über den kindlichen Gedanken. Doch er kommt immer wieder, er ist halt doch gar zu schön! Und der schöne Gedanke ist Wahrheit geworden. —

Wenn Dich der Weg bei der Lacknermühl bei Lugau vorbeiführt, dann siehst Du unter der mächtigen Linde einen alten weißbärtigen Forstmann sitzen; Du erkennst ihn an der grün ausgeschlagenen Lodenjacke; er läßt auf jedem Knie einen kleinen Müllersprößling reiten und erzählt ihnen die lustigsten Geschichten im prächtigsten Jägerlatein. Die Kleinen lachen dann aus vollem Herzen.

Eine Erinnerung an Richard Wagner.

Von Karl Staubach. (Nachdruck verboten.)

An einem herrlichen Julitage des Jahres 1872 herrschte im Hotel „zum Anker" in Baireuth ein reges Treiben und die dienstbaren Geister der genannten wirtlichen Stätte, so Lohndiener, Stubenmädchen, Portier und Hausknechte genannt werden, hatten alle Hände voll zu thun, um Reiseeffekten, die auf dem Dache eines gelbangestrichenen Hotelomnibus lagerten, abzuladen und nach den Fremdenzimmern zu schaffen.

Die Neuangekommenen, eine stattliche Anzahl Damen und Herren, die von Neugierigen eingehend gemustert wurden, waren darstellende Künstler und gehörten einem Opern-Ensemble an, das Direktor Theodor Löwe aus den Hoftheatern Koburg-Gotha, Weimar und Altenburg zusammengestellt hatte und mit dem er in den nordbayrischen Städten Bamberg, Baireuth, Erlangen u. s. w. Opernvorstellungen zu geben beabsichtigte.

Baireuth war damals noch nicht der Wallfahrtsort der großen Wagnergemeinde, wenngleich der Meister dorten schon seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte und auf dem Hügel neben der Bürgerreuth der Platz für das künftige Wagner-Theater ausgemittelt und bestimmt war.

Die Ankunft der Künstlerschar war für Baireuth immerhin ein kleines Ereignis, denn schon längere Zeit mußten die Bewohner auf Opernaufführungen verzichten, und dann ging dem eingetroffenen Opern-Ensemble ein guter Ruf voran, so daß man den künstlerischen Darbietungen mit großem Interesse entgegensah.

Gespielt wurde in dem königlichen Opernhaus, in jenem Prachtbau, den der verschwenderische Markgraf Friedrich im Jahre 1747 errichtete und der noch heute im hohen Grade die Bewunderung aller Besucher erregt.

Hofkapellmeister Lampert, der die aufzuführenden Opern zu dirigieren hatte, kannte den großen Komponisten persönlich und machte diesem seine Aufwartung, wobei er um die besondere Auszeichnung bat, den Aufführungen beizuwohnen, welches Ansinnen Wagner jedoch mit dem Bemerken zurückwies, daß eine dringende Reise nach München ihn hindere, den Wunsch des Kapellmeisters zu erfüllen. Die mitwirkenden Künstler waren von dem Entschlusse Wagners keineswegs erfreut, denn alle beseelte der Wunsch, vor dem großen Meister ihre Kunst entfalten zu dürfen, um womöglich bei den Aufführungen des „Nibelungenringes", welche man in wenigen Jahren plante, mitwirken zu können. Durch diese „Absage" hatten die Opernaufführungen für die Mitwirkenden den eigentlichen Reiz verloren, und so ging man etwas mißmutig daran, das auf fünf Abende berechnete Gastspiel, wie es im Theater-Jargon heißt, zu „absolvieren".

Geradezu untröstlich über das Nichtkommen Wagners war ein Chorist, Namens Kummer, der, ein begeisterter Schwärmer für den großen Meister, sich von dessen Anwesenheit im Theater einen ganz besonderen Erfolg für seine fernere künstlerische Laufbahn versprach.

Kummer sang zweiten Baß, und wenn man seinen Worten Glauben schenken wollte, so gab es an der gesamten deutschen Schaubühne keinen zweiten Sänger, der „des Basses Grundgewalt" mehr zu beherrschen im stande war, als er. Er lebte in dem Wahne — ein Erübel vieler Choristen — daß Neid, Mißgunst und Tücke eines unbekannten Rivalen, ihn an dem künstlerischen Vorwärtsstreben stets gehindert haben und daß er schon längst berechtigt wäre, an der Wiener Hofoper, oder an den Hoftheatern in Berlin, Dresden oder München den „Sarastro", „Plumket", „Falstaff" vom Stapel zu lassen, wenn — ja, wenn nicht fortwährende Intriguen ihm jedesmal einen Strich durch seine Rechnung gemacht hätten.

Auf Richard Wagner baute er deshalb seinen Plan; er sollte ihm jenen wohlthuenden Stoß versetzen, der ihn bis an die Pforten der Wiener Hofoper treibt, er sollte die bewegende Kraft werden, die es ermöglicht, ihn, den harmlosen bescheidenen Choristen, über alle Bassisten des Kontinents zu stellen.

Kummer war eine kräftige wohlgenährte Gestalt, dessen glattrasiertes, volles, glänzendes Gesicht ein gewisses Wohlbehagen ausdrückte und dessen Auftreten einen hohen Grad von Sicherheit verriet. Den großen Meister hatte er niemals gesehen, auch hatte er dessen Bild nicht im Gedächtnis, und alle Mühe, den Dichter

und Komponisten des „Lohengrin“ nur mit einem Blick zu erspähen, war fruchtlos.

Wie oft jedoch spielt der Zufall eine entscheidende Rolle im Leben des Menschen, wie oft wirft der Zufall das Glück in den Schoß eines Künstlers, und wie häufig hat man schon gehört und gelesen, daß aus dem unscheinbaren Statisten über Nacht ein großer Tragöde geworden ist. — Diese und ähnliche Gedanken durchjagten das Gehirn des Choristen, der sich mit allerlei Plänen herumtrug, um mit Richard Wagner persönlich bekannt zu werden.

Mit Flotows „Martha“ wurde das Gastspiel begonnen, worauf Kreutzers „Nachtlager“, Verdis „Ernani“, Donizettis „Regimentstochter“, Aubers „Fra Diavolo“ und zum Schluß Webers „Freischütz“ folgte.

Der letzte Theaterabend sollte dem Impresario Löwe eine arge Verlegenheit bereiten, denn der Sänger des „Kaspar“ erkrankte plötzlich und für ihn konnte augenblicklich kein passender Ersatz gefunden werden, ebenso war an die Aufführung einer anderen Oper aus unterschiedlichen Gründen nicht zu denken.

Ratlos standen die Mitglieder vor dem Theater und auf der Bühne umher, als plötzlich in dem Kopfe Kummers ein ingenueser Gedanke blitzte, der auch sofort Form und Gestalt annahm. Er trat an den Impresario heran und bedeutete demselben, er sei als „Kaspar“ studiert und wolle, um die Aufführung der Oper heute zu ermöglichen, die Partie dieses Jägerburschen übernehmen. — Anfangs hatte man zwar zur Kunstleistung Kummers kein besonderes Vertrauen, aber was wollte man füglich machen. Direktor Löwe wiegte seinen Kopf von rechts nach links, legte seine Denkerstirne in besorgniserregende Falten, hörte auch die Vorschläge der Anwesenden an,



Das Gauß-Weber-Denkmal in Göttingen. Von Prof. Hartzer. (Mit Text.)

bis er entschlossen laut ausrief: „Besser so ein Wetter, als gar kein Wetter — der Kummer singt heute abend den „Kaspar“.

Kummer wäre voll Glück und Freude fast umgesunken; endlich konnte er eine erste Opernpartie singen und das noch dazu in der Stadt, in der der große Meister seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Einen unangenehmen Beigeschmack hatte das plötzliche Glück doch für ihn — der Komponist von „Tristan und Isolde“ weilte, wie allgemein angenommen wurde, in München, mithin konnte er sich auch nicht persönlich von der großen Gesangskunst des heutigen Debutanten überzeugen. —

Recht und schlecht ging die Probe zu Ende, und mit banger Erregung blickte Hofkapellmeister Lambert auf die Abendvorstellung.

Im Innern Kummers tobte und rumorte es ganz gewaltig, besonders als er durch den Theaterfriseur in Erfahrung brachte: Richard Wagner sei gar nicht in München, sondern weile behaglich in seiner herrlichen Villa.

Nun beschäftigte den Glücklichen nur ein Gedanke: wie und auf welche Weise wäre es zu ermöglichen, den großen Musikreformator heute ins Theater zu locken. Der Friseur — der ansonsten in Baireuth wohnte und nur anläßlich des Gastspieles als Theaterfriseur funktionierte und um dessen Gunst Kummer buhlte, seit er erfahren, dieser genieße das hohe Glück, für die Verschönerung und Pflege des Haupthaares und Bartes des großen Meisters sorgen zu dürfen — wollte nicht recht seine Unterstützung zusagen, denn er bemerkte: Wagner habe zu sehr seinen eigenen Willen, auch sei es nicht ratsam, ihm in ähnlichen Angelegenheiten Vorschläge zu machen. Mit einer direkten brieflichen Einladung hatte es schließlich auch seine Bedenken, und so beschloß Kummer, den Zufall walten zu lassen, der ja schon oft der Schmied des Künstlerglückes war.

Den herrlichen Nachmittag benützte er zu einem Spaziergang nach der Eremitage, dem Lustschlosse, das einstens Markgraf Georg Wilhelm anlegte, und auf diesem Spaziergang wollte er nachsinnen, was für Mittel anzuwenden wären, um zum Ziele zu gelangen.

Auf dem halben Wege, da wo die Straße sich wendet, steht ein kleines Wirtshaus, das Rollwenzelhaus, in dem Jean Paul oft weilte und dichtete. Hier pflegte der Dichter der „Flegeljahre“ bei einem Kruge Gerstensaft der Wirtin aus seinen Werken vor-



Am Hafen von Sorrent. Nach dem Gemälde von H. Corrodi. (Mit Text.)
(Verlag der Vereinigung der Kunstfreunde in Berlin.)

zulesen. Dahin lenkte auch Kummer seine Schritte, denn das erbliche Leiden aller Bassisten, der Durst, machte sich auch bei ihm fühlbar, wozu allerdings die brennende Sonnenhitze und die staubige Landstraße nicht wenig beitrugen.

„Hier im ird'schen Jammerthal, giebt es nichts als Schmerz und Qual," sang der heutige Darsteller des „Kaspars", als er die kühle Wirtsstube betrat und eine Maß Kulmbacher mit dem Aufgebote baßlicher Stimmmitteln bestellte.

Die Gaststube war fast leer — nur ein Fremder weilte darin, der die Büste Jean Pauls aufmerksam betrachtete und den Angekommenen erst dann bemerkte, als dieser zum zweitenmal seine Bierbestellung wiederholte und dabei zum Nachdruck etwas kräftig mit seinem Stocke auf die Tischplatte schlug.

„Heda! Wirtshaus! Eine Maß Kulmbacher!" schrie Kummer zum drittenmal; „ich habe einen Durst, als wenn ich vierundzwanzig Stunden die Schwefeldämpfe der Wolfsschlucht eingeatmet hätte!"

Endlich erschien eine Hebe und stellte dem Durstigen den schäumenden Bierkrug auf denselben Tisch, an dem der Fremde seinen Platz eingenommen hatte. Jener war ein unscheinbares Männchen mit einer feingeschnittenen Adlernase, lebhaften blauen Augen und einem sogenannten Rundbart, das in dem hellen Sommeranzug und dem breitkrämpigen Florentiner Strohhut für einen Provinzkaufmann gelten konnte.

„Sie sangen ja vorhin," begann der Fremde, das Gespräch aufnehmend, „eine Stelle aus dem ‚Freischütz'."

„Ganz richtig," entgegnete Kummer, „und das mit einer gewissen Berechtigung, denn ich singe heute abends den „Kaspar". Und nun begann der Chorist von seinen künstlerischen Erfolgen und von seinen gewaltigen Stimmmitteln derartig zu renommieren, daß der Zuhörer sich des Lachens nicht enthalten konnte.

„Ja, wenn mich Richard Wagner heute sehen und hören würde," schloß der Chorist seine mit vielem Pathos vorgetragene Selbstverhimmelung, „da stünde die Sache mit mir gleich ganz anders. Der große Meister würde mich gewiß auffordern, eine hervorragende Baßpartie im „Ring der Nibelungen" zu übernehmen und schließlich dafür sorgen, daß ich an einem bedeutenden deutschen Hoftheater eine maßgebende Stellung einnehmen könnte. Aber wer soll den großen Künstler auf mich aufmerksam machen? Wer ihn veranlassen, heute abend das Theater zu besuchen? Hat er doch eine Reise nach München unserem Kapellmeister vorgeschützt, nur um nicht den Opernaufführungen beiwohnen zu müssen."

Mit unterdrücktem Lachen blickte der Fremde auf den redelustigen Choristen, der sich und seiner Kunst immer wieder neues Lob spendete.

Endlich kam der Fremde zu Wort. „Ich bin," sagte er, „mit Wagner bekannt und gelte etwas bei ihm. Ich will ihn, bis ich wieder nach der Stadt komme, aufsuchen und möglicherweise veranlassen, heute das Theater zu besuchen; vielleicht thut er mir den Gefallen und hört sich Ihren „Kaspar" an.

„Das wäre herrlich!" rief Kummer überglücklich aus und schlug dabei mit der Faust auf den Tisch, daß die beiden Maßkrüge zitterten; „aber Wagner soll ein sonderbarer Patron sein, der sich nicht leicht zu etwas bestimmen läßt."

„Lassen Sie das nur meine Sorge sein," entgegnete der Fremde, „ich habe schon so viel Gewalt über ihn. Er wird Sie als „Kaspar" hören und — bewundern; Sie sollen auch ein Urteil über Ihre Leistung haben und das noch dazu schriftlich, von seiner Hand, das verspreche ich Ihnen, so wahr ich — — — Schulze heiße!"

„Sie kennen also den großen Musikheros persönlich?" begann der Ueberglückliche zu schwätzen, der sich schon im Geiste von Wagner belobt und als Gesangskoryphäe anerkannt sah, und der es kaum zu fassen vermochte, daß der Komponist des „Tannhäusers, der große Wagner, eigens um ihn zu hören, das Theater besuchen, ja ihm sogar eine schriftliche Kritik über seine künstlerische Darstellung senden sollte.

Der Chorsänger that dem „Kulmbacher" immer wieder Bescheid, und immer wieder mußte die Kellnerin einen frischen schäumenden Humpen dem Durstigen kredenzen. Endlich schlug die Stunde des Aufbruchs und Kummer verabschiedete sich von dem Fremden, ihm seine Bitte nochmals warm ans Herz legend. —

Um sieben Uhr abends begann die Vorstellung, der Richard Wagner in einer Loge thatsächlich beiwohnte. Eine mächtige Bewegung erfaßte die Mitwirkenden, als ihnen hievon Mitteilung gemacht wurde, und besonders Kummer war von der Anwesenheit des großen Komponisten sichtlich ergriffen. Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als er, durch das Guckloch des Theatervorhanges blickend, in Richard Wagner den leutseligen Fremden aus dem Rollwenzelhaus erkannte. — Wir wollen hier keine Kritik über die Oper selbst, noch über die Leistung Kummers als „Kaspar" schreiben, nur so viel sei gesagt, daß der Dirigent Tantalusqualen litt, sobald Kaspar die Bühne betrat und erst dann erleichtert aufatmete, als der teuflische Bösewicht von dem tödlichen Blei getroffen, dem Höllenfürsten anheimfiel.

Die Oper war zu Ende. Kummer saß in der Ankleidestube in gehobener Stimmung und begann, den „anderen Menschen" wieder anzuziehen, während der „Garderober" das „grüne Jagdgewand" sorgfältig in Verwahrung nahm.

Mit Zittern und Beben erwartete der Debutant das schriftliche Urteil über seine heutige dramatische und gesangliche Leistung und träge flossen ihm die Minuten dahin.

Schon war er zum Fortgehen bereit, als ein Logenschließer den Ankleideraum betrat und dem ungeduldig Harrenden ein kleines Briefchen übergab.

Mit großer Erregung öffnete es der am ganzen Körper zitternde Sänger — denn „Sein oder Nichtsein" — das war jetzt für ihn die Frage. Im Couvert lag eine Visitenkarte Richard Wagners, und auf der Rückseite standen folgende Worte:

„Lieber Herr Kummer!

Der Kaspar ist ein schlechter Kerl, aber so schlecht ist er noch lange nicht, wie Sie ihn gemacht haben."

Das war auch für Kummer genug. Regungslos lag er eine Zeit in einem Lehnsessel und starrte das vernichtende Urteil des großen Meisters an. Dann wankte er nach Hause und nach ruhiger Ueberlegung fiel es ihm wie Schuppen von den Augen und er lernte erkennen, daß er kein Auserwählter der Kunst, sondern nur ihr bescheidenster Diener sei.

„Mir hat der Wagner das G'nack b'rochen," so erzählte er, wenn der Hochmutsteufel ihn wieder einmal übermannte und er sich einbildete, ein „grandioser phänomenaler Bassist" zu sein. — Kummer blieb bis an sein Lebensende ein wackerer Chorsänger, und wenn die Tenöre und ersten Bässe um ihn her noch so schwankten, so lange er auf der Bühne stand, wurde nicht „umgeschmissen". Die Visitenkarte Wagners blieb ihm eine teure Reliquie; wenn so ein jugendlicher Baryton oder Tenor in seiner Gegenwart übermäßig von seinen Triumphen bramarbasierte, da konnte er fuchsteufelswild werden. „Hören's auf mit Ihre Aufschneidereien," pflegte er dann zu sagen, „die Ihnen so ka Mensch glaubt. Weg'n mir aber is der Richard Wagner einmal extra ins Theater 'gang'n — nur um mich anzuhören — und wenn Sie's nicht glauben wollen, so fragen's nur in Baireuth an — die Baireuther werden sich noch darauf zu erinnern wissen."

Ein Justizmord aus der Zeit des Königs Jerôme von Westfalen.

Als nach der Schlacht bei Kulm die fliehenden Reste der französischen Armee von den siegreichen Verbündeten in Sachsen verfolgt wurden und das neu ausgehobene westfälische Militär zur Deckung Kassels nach Heiligenstadt, Eschwege und die umliegende Gegend berufen worden war, gelang es dem preußischen Major von Helwig, das westfälische Städtchen Wanfried schnell und glücklich einzunehmen. Er zeigte sich dabei von durchaus ehrenhafter Seite, entließ die Gefangenen, die nicht bei ihm Dienste nehmen wollten, und begnügte sich mit den Pferden. Die Preußen versicherten den Wanfriedern, daß die französische Armee vernichtet sei und daß die Verbündeten die Hessen bald von dem verhaßten Joch der Fremdherrschaft befreien würden. Ein allgemeiner Freudenrausch erfaßte das Städtchen; man sank sich in die Arme und beglückwünschte sich gegenseitig. Zufällig hörte in diesem Moment der Bürger Gottsleben einen der noch zurückgebliebenen französischen Geheimpolizisten drohen: „Dies Vivat soll euch teuer zu stehen kommen!" Zornig fiel er dem Pferde desselben in die Zügel und lieferte den Mann den Preußen aus. Helwig verlangte nun auch die Auslieferung der andern noch verborgenen Franzosen. Die Wanfrieder aber weigerten sich dessen und folgten schließlich nur gezwungen dem Befehl; Helwig entließ die Gefangenen auch sehr bald wieder.

Die Siegeshoffnungen der Preußen sollten sich nicht so schnell erfüllen und den Wanfriedern noch teuer zu stehen kommen. Zwei der von Helwig wieder entlassenen Gensdarmen überreichten Jerôme eine Anzeige, in welcher sie die Bürger des direkten Einverständnisses mit den Preußen bezichtigten.

Jerôme ließ die Sache ruhen, nahm sie jedoch sofort auf, als Napoleon wieder in Schlesien vordrang und er seine Stellung gesichert glaubte. In Begleitung seiner Garden kam er unerwartet nach Eschwege, und gab Befehl, in Wanfried ein Kriegsgericht zu bilden und zwei der Angeklagten erschießen zu lassen. Fünfzig Gensdarmen wurden vorausgesandt, um die Beschuldigten zu verhaften; drei derselben konnten entfliehen, die anderen holte man nachts aus den Betten und schleppte sie ins Gefängnis. Eine kurze Untersuchung begann, jeder Einwohner wurde vernommen, aber nur das niedergeschrieben, was gegen die Angeklagten sprach. Die beiden Prokuratoren Fr. und O. Hahn vom Gerichte zu Eschwege waren sofort nach Wanfried geeilt, um die Verteidigung der Verklagten zu übernehmen, der General der Garden drohte

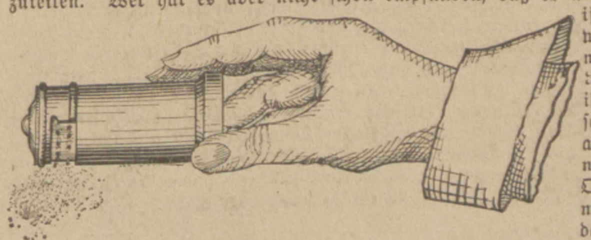
ihnen jedoch, sie als Mitschuldige verhaften zu lassen. Dank der Vermittelung des Majors v. Bödicker wurden sie schließlich doch noch zugelassen, aber gleich darauf aufmerksam gemacht, daß zwei der Angeklagten erschossen würden.

Die Verhandlung selbst bot ein Bild von Ungerechtigkeit, wie es die Annalen der Justizgeschichte sobald nicht wieder aufweisen. Als Opfer hatte man den Bürger Gottsleben und den jungen Mairie-Sekretär Hohmann ausersehen. Während sonst bei jeder Gerichtsverhandlung die vollste Oeffentlichkeit waltete, wurden bei dieser die Zeugen einzeln vernommen und vereidigt. Die Entlastungszeugen wurden als „Mitschuldige" abgewiesen und schließlich wurde Hohmann auf die Aussage zweier Belastungszeugen verurteilt. Letztere beiden waren schlechte Subjekte, der eine als Fälscher und Betrüger, der andere als Spion bekannt. Vergebens wiesen die Verteidiger darauf hin, daß nur ein Zusammentreffen unglücklicher Zufälle (die alte Besatzung von Wanfried hatte das Städtchen verlassen, bevor die neue eingetroffen war) den Ueberfall der Preußen hatte gelingen lassen, vergebens machten sie auf die Unglaubwürdigkeit der Zeugen aufmerksam, Gottsleben und Hohmann wurden zum Tode verurteilt, beide auf die Beschuldigung hin, den Preußen Waffen und Fahnen ausgeliefert zu haben. Gottsleben wurde sofort hingerichtet, Hohmann aber nach Kassel gebracht und in Anbetracht seiner Jugend der Gnade Jerômes empfohlen. Seine Schwester war ihm vorausgeeilt, den König um des Bruders Leben zu bitten, und man entließ sie mit gutem Trost.

Das Urteil wurde aber dennoch bestätigt und Hohmann nach Wanfried zurückgeschickt. Der Rittmeister Zoll, welcher das Urteil nicht hatte unterzeichnen wollen, wurde zu acht Tagen Gefängnis verurteilt und außerdem „zur Strafe" beauftragt, das Urteil an Hohmann zu vollstrecken. Als er sah, daß die Gensdarmen den Verurteilten aus dem Wagen reißen wollten, ritt er von der Front seiner Eskadron zu ihm hin, stieß seine Peiniger beiseite und rief: „Sie finden hier noch Menschen, fassen Sie Mut, deutscher Jüngling, sterben Sie standhaft!" Dann half ihm der brave Mann selbst aus dem Wagen und führte ihn zur Richtstätte. — Hohmann fiel mutig als ein Opfer französischer Tyrannen. Emil König.



Der wichtigste Faktor in der Zubereitung unserer Speisen liegt in der Auswahl und der Bemessung der richtigen Qantität der angewandten Gewürze. Denn, wie jede Hausfrau weiß, liegt das Geheimnis der Zubereitung eines schmackhaften Bratens oder einer pikanten Sauce nicht in dem bloßen Kochen, sondern erst durch das Würzen gelingt es, der Speise Geschmack mitzuteilen. Wer hat es aber nicht schon empfunden, daß es meistens schwierg, ist, das Gewürz, welches oft in minimalerQuantität der Speise ihr charakteristisches Gepräge aufdrückt, in der nötigen genauen Qnantität abzumessen, wie dies dann nötig wird,



wenn man wirklich eine Speise von gleicher Schmackhaftigkeit und Pikanz beliebig viele Male zubereiten will. Solche stark riechenden Mittel, wie z. B. Muskatblüten, Paprika und ähnliche können nur in ganz bestimmten geringen Quantitäten angewandt werden, indem auch das geringste Zuviel schon eine ganze Speise verderben kann, während die richtige Quantität die Speise schmackhaft und mundgerecht machen. Nun war es aber bei Anwendung der gewöhnlichen Gewürzstreubüchsen, wie man sie überall in Tischaufsätzen als Bestandteil findet, nicht möglich, die einzelnen Gewürze mit solcher Genauigkeit abzumessen und noch viel weniger gelang dies, wenn man sich einfach eines Messers bediente, um das Gewürz einzustreuen. Ein weiterer Uebelstand der bisher angewandten Streubüchsen besteht darin, daß alle flüchtigeBestandteile enthaltenden Gewürze, und das sind die meisten derselben, z. B. Pfeffer, Muskatblüten, Zimmt, Nelken, bei der Aufbewahrung vollkommen wirkungslos werden, indem die das würzende Prinzip darstellenden flüchtigen Bestandteile, die ätherischen Oele, sich verflüchtigen, so daß nur z. B. kurze Zeit aufbewahrte Muskatblüten, wie jeder Hausfrau bekannt ist, wie Stroh schmecken und überhaupt keine würzende Kraft mehr besitzen; und dasselbe

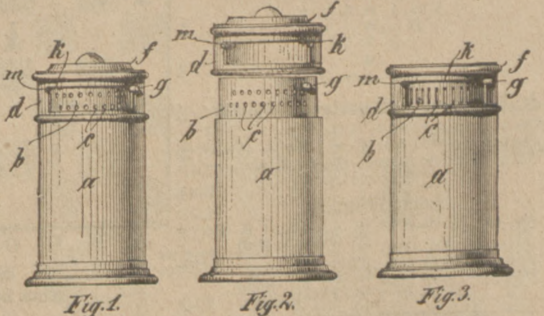


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

läßt sich von Pfeffer und Paprika und namentlich von letzterem sagen. Mit der neuen, in dieser Nummer abgebildeten Streubüchse von Herrn W. Hoeck in Göteborg fallen diese Uebelstände weg. Fig. 1 zeigt die Büchse fertig gemacht zum Ausstreuen; Fig. 2 mit abgenommenem und darüber gezeichnetem Deckel. Fig. 3 zeigt eine Ausführungsform, bei der Schlitze an Stelle der Löcher getreten sind. Die in Fig. 4 dargestellte Ausführungsform zeigt eine Büchse, die aus zwei Teilen besteht, deren jeder durch Stanzen und Pressen aus einem einzigen Metallstück hergestellt worden ist. Fig. 5 zeigt dieselbe Büchse, bei der nur ein Teil der Löcher zum Ausstreuen freigelegt worden ist. Die Vorrichtung besteht, wie aus der Zeichnung ersichtlich, aus einer cylinderförmigen Büchse a aus Blech, Aluminium, Celluloid, Porzellan, Glas, Silber, Papiermaché, Holz oder beliebigem anderen Material; an der oberen Seite des Cylinders ist ca. ein Drittel des Umkreises mit einer oder mehreren Reihen Durchbohrungen c bezw. Schlitzen versehen.

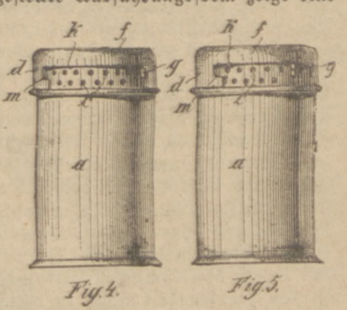


Fig. 4. Fig. 5.

Ueber den oberen, zweckmäßigerweise etwas abgesetzten Rand des Cylinders b paßt genau der übergreifende Rand d eines abnehmbaren Deckels f, welcher auf der Vorderseite den Durchbohrungen oder Schlitzen c der Büchse entsprechend einen Ausschnitt k besitzt, so daß es durch Drehung des Deckels möglich ist, diese Durchbohrungen freizugeben oder ganz zu verdecken. Da der übergreifende, etwas federnde Rand d sich fest gegen die Wandung b derselben anlegt, so ist ein Abfallen des Deckels beim Ausstreuen des Inhaltes nicht zu befürchten. Man kann die Oeffnungen so groß machen, daß sich auch Kaffee, Bonbons, Chokoladeplätzchen, Pillen u. s. w. mit dem Apparat versenden und in kleinen Quantitäten verkonsumieren lassen; derselbe erhält dann eventuell nur eine größere Oeffnung in der Wandung. Die Drehung des Deckels kann erforderlichenfalls durch einen in den Rand b der Büchse a eingesetzten Stift g begrenzt werden. Eine oder zwei im Deckelrande d an dem Ausschnitt k angebrachte seitliche Aussparungen m dienen zur Aufnahme des Stiftes g und zur weiteren Sicherung gegen das Herabfallen des Deckels, praktisch speciell bei anderem Material als Blech und ähnlichen. Man erreicht durch diese Konstruktion in der denkbar einfachsten Weise einen luftdichten Verschluß der Büchse und ist im stande, den Inhalt in beliebig kleinen Quantitäten austreten zu lassen, da man nach Belieben einige oder mehrere Streulöcher öffnen kann. Dabei ist ein Undichtwerden des Verschlusses durch sich zwischen die Verschlußteile legende Körner vollkommen ausgeschlossen, da nach dem Ausstreuen beim Wiederaufrichten der Büchse überhaupt keine Teile des Inhalts außen hängen bleiben können.

(Mitgeteilt vom Internationalen Patentbureau Karl Fr. Reichelt, Berlin NW 6.)



Abfahrt der Heringsboote von Scheveningen. Der Heringsfang, der in der Nordsee und zwar sowohl auf hoher See, als an den englischen, schottischen und irischen und an den norwegischen Küsten betrieben wird, ist für viele Millionen Menschen von hoher, wirtschaftlicher Bedeutung. Die Zahl der Fahrzeuge, welche an den schottischen Küsten den Heringsfang betreiben, belauft sich auf 15,000, und die Fischerei allein beschäftigt ca. 100,000 Personen. Die Heringsfänger sind Halbdeckfahrzeuge von etwa 10 Tons Tragfähigkeit, bemannt mit fünf bis sechs Leuten. Der Fang geschieht vorzugsweise des Nachts mittels Zugnetzen aus Baumwollgarn, deren ein Fahrzeug 40 bis 50 führt. Durch luftleere Ballons aus Schaffell oder Guttapercha werden die Netze, die sämtlich an einer großen Leine befestigt sind, getragen. Der holländische Heringsfang wird auf 200,000 Tonnen geschätzt, wovon die Hälfte jährlich nach Deutschland geht. Letzteres verbraucht jährlich etwa 700,000 Tonnen Heringe. Vlardingen und Maasluis sind die Hauptorte für den holländischen Heringsfang. Der Hauptfang findet von Johannis bis Jakobi statt. Die Heringsfischerei ist ein sehr gefährliches Gewerbe, und gar oft kam es schon vor, daß eine ganze Heringsflotte von den Meereswogen verschlungen wurde und mit Mann und Maus unterging.

Das Gauß-Weber-Denkmal in Göttingen. Am 17. Juni ist in der alten Musenstadt an der Leine das Denkmal zum Gedächtnis der beiden großen deutschen Forscher enthüllt worden, denen die Welt die Herstellung des ersten elektrischen Telegraphen zu verdanken hat. Der im Jahre 1777 in Braunschweig geborene Mathematiker Karl Friedrich Gauß und sein um 28 Jahre jüngerer Freund, der aus Wittenberg stammende Physiker Wilhelm Eduard Weber, wirkten seit 1827 gemeinsam an der Göttinger Hochschule. Wer von ihnen den Gedanken des elektrischen Telegraphen zuerst erfaßt habe, ist schwer zu bestimmen; wahrscheinlich ist das Werk aus ihrer gemeinsamen Gedankenarbeit hervorgegangen, doch gilt als zuverlässig, daß Weber es war, der die Drahtleitung vom physikalischen Kabinett bis zur Sternwarte vorschlug. Für ihn handelte es sich dabei indes nicht um die Absicht, etwas neues zu erfinden, es war ihm lediglich um die Befriedigung eines praktischen Bedürfnisses zu thun. Beide Gelehrte wollten Beobachtungen über den Erdmagnetismus anstellen, den Gauß zum Gegenstand seines besonderen Studiums gemacht hatte, und empfanden es als einen Mißstand, daß sie sich dabei nicht sofort gegenseitig verständigen konnten. Gauß war mit den Vorschlägen, die Weber zur Abstellung dieses Mangels machte, einverstanden, und so ging aus dem Auskunftsmittel, das sie sich zu ihrem Verständigungszweck ersannen, im Jahr 1833 thatsächlich der erste praktische elektrische Telegraph hervor. Ein Mittel zur Signalgebung auf elektrischem Wege, wobei die Zeichen durch galvanische Zersetzung gegeben werden sollten, hatte schon der Arzt S. Th. von Sömmering in Frankfurt a. M. im Jahre 1809 angegeben, doch war sein Vorschlag ohne praktische Folgen geblieben. — Der Schöpfer des Göttinger Denkmals, Professor Hartzer in Berlin, hat seinem Werke die Idee der gemeinsamen Arbeit zu Grunde

gelegt: Gauß sitzt in erhabener Ruhe auf seinem Arbeitsstuhl, die zum Induktorium führenden Drähte in der Hand, worüber der neben ihm stehende Weber dem aufmerkenden Freunde Vortrag hält. Die in Bronze gegossene Gruppe erhebt sich auf einem runden Sockel aus poliertem, schwedischem Granit. Standort des Denkmals sind die Anlagen, die an Stelle des ehemaligen Walles auf dem Wege zur Sternwarte entstanden sind, in unmittelbarer Nähe der neuen, für die Universität bereits ins Leben gerufenen und noch geplanten Institute.

Am Hafen von Sorrent. Sorrent, das vielbesuchte Seebad an der Südseite des Golfs von Neapel, war schon im Altertum ein beliebter Badeort und Lieblingsaufenthalt der römischen Großen. Sein mildes Klima und seine schöne Umgebung übten schon damals eine große Anziehungskraft aus, davon geben die vielen Ruinen altrömischer Villen und Paläste ein beredtes Zeugnis. Heute zählt Sorrent kaum achttausend Einwohner, ist aber Sitz eines Bischofs und macht mit seinen stattlichen Gasthöfen und Landhäusern und seiner breiten Hauptstraße einen vornehmen Eindruck. Freilich, in den engen, altertümlichen Seitengäßchen ist von Vornehmheit nichts zu bemerken, sie sind armselig, schmutzig und dunkel. Früher war Sorrent ein ziemlich bedeutender Handelsplatz, das ist es heute nicht mehr, wenn auch die Ausfuhr von Orangen und Citronen, Olivenöl, Holzschnitzereien, Mosaiken und Seide noch immer sehr umfangreich ist. Wer in den Hafen von Sorrent einfährt, dem bietet sich nicht nur ein unbeschreiblich schönes Landschaftsbild dar, sondern ihn umschmeicheln, namentlich im Frühling, auch die berauschenden Düfte blühender Orangenwälder. Auf schroffen Felsen und anmutig angelehnt an der sanft ansteigenden Bergkette lugen die weißen Häuser aus den Orangen- und Limonen-Gärten hervor. Das silbergraue Laub der Oliven, die hohen Ulmen, die rotflammenden Granatblüten, die mit reifen Früchten behangene, breitblätterige Feige und die mächtigen Stachelblätter der Aloe bringen in das Bild eine anmutige Abwechslung und lassen dem Beschauer den ganzen Zauber und die ganze Glut des Südens empfinden. Die beiden tiefen Schluchten, die von den Bergen zum Meere hinabreichen und dort die Hafenbuchten bilden, sind eine Sehenswürdigkeit Sorrents. Sie sind überbrückt worden und bieten mit ihren dunkeln Gesteinsmassen und der Vegetation, die sich darin festgenistet hat, einen malerischen Anblick. Auch die eigenartigen Felsengrotten, die sich am hohen Ufer zwischen Sorrent und Meta hinziehen, sind sehenswert; sie sind zwar nicht so umfangreich und weisen nicht die intensive Färbung auf, wie die blaue Grotte auf Capri, üben aber doch einen geheimnisvollen Zauber aus, wenn man in sie hineinfährt. Man kann von Sorrent nicht sprechen, ohne Tasso zu erwähnen. Das Geburtshaus des unglücklichen Sängers des befreiten Jerusalem, sowie der Fels, auf dem es gestanden, sind ins Meer versunken. Dagegen wird in der Straße San Nicola der Palast Sersale gezeigt, der einst das Haus seiner Schwester Cornelia gewesen sein soll und in dem der kranke Dichter drei Jahre vor seinem Tode eine Zuflucht gefunden hat. Das Standbild Tassos in Sorrent hat wenig künstlerischen Wert.

Vexierbild.

Wo ist der Photograph?



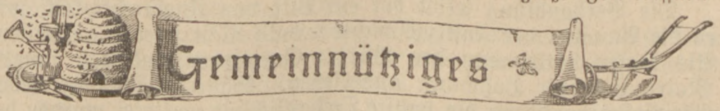
Neues Wort. „Wie gefällt Ihnen denn die Tochter des Bäckermeisters Wampel?" — „O, eine sehr hübsche Semmelblondine!"

Falsch verstanden. Fiaker: „Ich möcht' gern a Paar waschlederne Handschuh kaufen!" — Verkäuferin: „Welche Nummer haben Sie?" — Fiaker: Nr. 4193!"

„Starhemberg ist da!" Als der berühmte österreichische Feldherr Guido v. Starhemberg mit König Karl III. (als Kaiser Karl VI.) nach Spanien gekommen war, sagte der stolze Ludwig XIV. im Cirkel von Trianon: „Nun, so hat denn der Kaiser doch eine Armee nach Spanien hinüber gebracht!" — Die Höflinge staunten und starrten pflichtschuldigst. — „Ja, denn Starhemberg ist da!" sagte der König. Dieser pflegte ihn auch nur den „Grand Capitän" zu nennen.

Woher stammt die Bezeichnung „Nassauer"? Das frühere Herzogtum Nassau besaß keine Universität; daher sahen sich die Studenten genötigt, eine fremde Hochschule zu besuchen, als welche ihnen von staatswegen Göttingen bezeichnet wurde. So wurde auch in Göttingen ein von der nassauischen Regierung unterhaltener freier Mittagstisch für solche nassauische Studierende eingerichtet, denen die Verhältnisse nicht gestatteten, aus eigenen Mitteln zu leben. Diesen „Freitisch" benutzten jedoch auch Studierende, d. h. nur hin und wieder, welche nicht aus Nassau waren, und diese wurden von ihren Kommilitonen mit dem Namen „Nassauer" belegt, weil sie also an dem nassauischen Freitisch „genassauert" hatten. St.

Ein Brief Goethes. In einer Handschriften-Versteigerung, die am 30. Oktober 1893 in der J. A. Stargardt'schen Buchhandlung in Berlin stattfand, wurden die höchsten Preise für die Goethe-Briefe gezahlt. Einer von diesen, datiert „Weimar, den 27. Jänner 1814", enthält einige interessante Betrachtungen. Es heißt darin u. a.: „Man hat Hermann und Dorothea dem Zeitgeist auch als ein Opfer darbringen wollen, ich kann es nicht mißbilligen, denn ich wundere mich selbst, da ich das Büchlein lange nicht angesehen, wie genau, nach so großen Veränderungen, der Sinn noch paßt und zutrifft ... Man hat von mir einen zweyten Teil verlangt, bis jetzt aber wüßte ich, was Gesinnungen und Grundmotive betrifft, diesen nur zu wiederholen. Ist aber das große Werk vollendet, können wir, mit Sicherheit, ein Gedicht mit Friede! schließen; so wäre freilich der betrachtenden und darstellenden Dichtkunst ein großes Feld eröffnet."

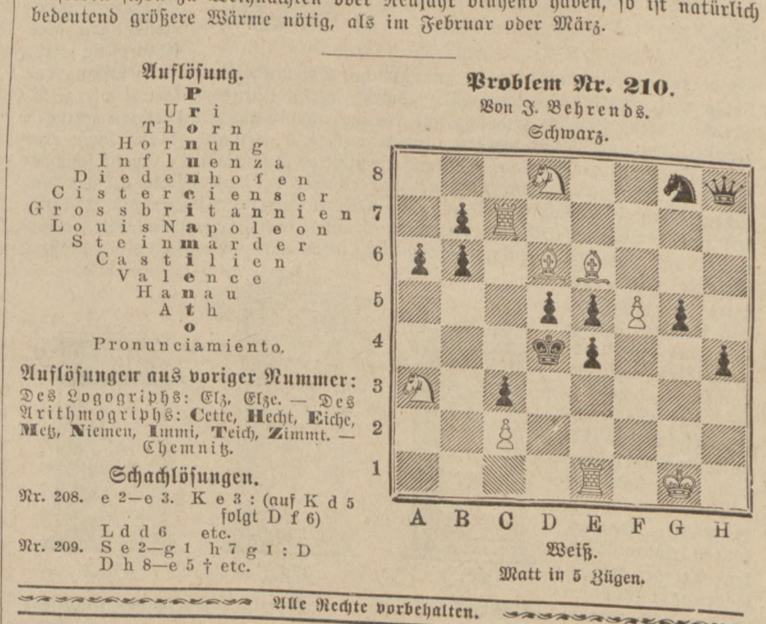


Zur Gewinnung von Gurkensamen läßt man die schönsten Gurken vom zweiten Absatze an den Stöcken, legt sie auf Ziegelstücke und nimmt sie ab, wenn sie gelb werden. Dann läßt man sie an einem trockenen, luftigen Orte nachreifen, nimmt hierauf Mark samt Kernen heraus, thut dasselbe in eine Schüssel und reinigt die Kerne nach vier bis sechs Tagen durch Waschen in einem Siebe. Die guten Kerne fallen im Wasser zu Boden; diese trocknet man schnell an der Sonne ab, reibt die aneinander klebenden auseinander und bewahrt sie an einem trockenen Orte auf.

Ein gutes Senfpflaster kann man sich leicht und gut selbst bereiten, indem man Senfmehl statt mit Wasser mit Eiweiß zu einem Brei anreibt. Dieser Senfbrei auf Leinwand gestrichen und aufgelegt, wirkt sehr kräftig, ohne jedoch die Haut aufzuziehen.

Beim Aufnehmen sehr junger Kinder sollte das Kindermädchen immer sehr vorsichtig sein und dieselben nie an den Armen in die Höhe heben, wie es so oft gedankenlos geschieht; die Wärterinnen sollten dabei immer beide Hände auf die Seite der Brust, je unter einem Arm unmittelbar unter der Achselhöhle anlegen. In der Kindheit sind die Gelenkgruben noch so flach und die Gelenkverbindungen so schwach, daß Verrenkungen und selbst Brüche des Schlüsselbeines leicht entstehen können, wenn man diese Vorsicht vernachlässigt.

Das Treiben der Maiblumen. Um schon zu Weihnachten oder Neujahr blühende Maiglöckchen zu haben, müssen dieselben getrieben werden. In den großen Städten ist die Maiblumentreiberei eine der lohnendsten Specialkulturen, wenn sie im Großen betrieben werden kann. Hier wollen wir jedoch nur kurz angeben, wie man auch im Zimmer ohne große Kosten sich im Januar blühende Pflanzen verschaffen kann. Zu diesem Zwecke hebt man die Pflanzen im Herbste aus und wählt diejenigen Knospen (Maiblumenkeime) zum Treiben, welche blühbar sind, d. h. bei denen die endständigen Knospen stark ausgebildet, dick und rundlich sind, denn die länglichen bringen nur immer Blätter, aber keine Blüten. Man pflanzt nun 10 bis 12 Stück dieser Keime, die man auf etwa 6 Centimeter einkürzt, in 10—12 Centimeter weite Töpfe, senkt dieselben in einem Gartenbeete, oder noch besser in einem leeren Treibbeete 10 Centimeter tief ein, deckt etwas Laub oder Stroh darüber, um das Gefrieren des Bodens zu verhindern, um sie dann nach und nach, je nachdem man ihrer bedarf, zum Antreiben herausholen zu können. In einem heizbaren Vermehrungskasten lassen sich dieselben, vorausgesetzt, daß eine immer gleichmäßige Temperatur unterhalten und die Töpfe durch aufgelegtes Moos regelmäßig feucht erhalten bleiben, in drei bis vier Wochen sehr leicht zum Blühen bringen. Will man dieselben schon zu Weihnachten oder Neujahr blühend haben, so ist natürlich bedeutend größere Wärme nötig, als im Februar oder März.



Auflösung.

P
U r i
T h o r n
H o r n u n g
I n f l u e n z a
D i e d e n h o f e n
C i s t e r c i e n s e r
G r o s s b r i t a n n i e n
L o u i s N a p o l e o n
S t e i n m a r d e r
C a s t i l i e n
V a l e n c e
H a n a u
A t h
o

Pronunciamiento.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Des Logogriphs: Elz, Elze. — Des Arithmogriphs: Cette, Hecht, Eiche, Metz, Niemen, Immi, Teich, Zimmt. — Chemnitz.

Schachlösungen.

Nr. 208. e 2—e 3. K e 3 : (auf K d 5 folgt D f 6) L d d 6 etc.

Nr. 209. S e 2—g 1 h 7 g 1 : D D h 8—e 5 † etc.

Problem Nr. 210.
Von J. Behrends.

Schwarz.

Weiß.

Matt in 5 Zügen.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.